

Sicher gebundene Kinder haben beim Lernen Vorteile

Nicht immer ist die frühe Betreuung für Mutter und Kind ideal. Die Folgen zeigen sich oft erst Jahre später, wie eine amerikanische Langzeitstudie jetzt belegt.

Von Marianne Leuzinger-Bohleber

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.06.2013, Nr. 141, S. 7

Die Würfel sind gefallen. Vom 1. August an besteht ein Rechtsanspruch auf einen Fremdbetreuungsplatz nach dem ersten Lebensjahr des Kindes. Die Politik hat entschieden und damit anerkannt, dass für viele Familien oder Alleinerziehende die Betreuung ihrer kleinen Kinder nicht ohne fremde Hilfe zu leisten ist. Nicht jede Mutter, die ihr Einjähriges in eine Kinderkrippe gibt, ist eine Rabenmutter. Im Gegenteil: Für eine Mutter, die nach einer schweren Lebens- oder Ehekrise mit Depressionen zu kämpfen hat oder aus ökonomischen Gründen am Rande der Gesellschaft lebt, kann es Ausdruck ihrer Fürsorge und Liebe für das Kind sein, dass sie eine möglichst gute Einrichtung, eine sorgfältig ausgewählte Pflegefamilie, ein Au-pair-Mädchen oder eine familiäre Unterstützung durch Großeltern und Verwandte sucht, um ihrem Kind frühe positive Beziehungserfahrungen zu ermöglichen, die sie ihm in ihrer belasteten Situation nicht hinreichend selbst vermitteln kann.

Allerdings gibt es viele andere Familien, die sich um Frühbetreuungsplätze bewerben - zuweilen aus zweifelhaften Motiven. So scheint es unter manchen Akademikerinnen einen erheblichen Gruppendruck zu geben, möglichst schnell in die Vollzeitätigkeit zurückzukehren und das einjährige Kind den ganzen Tag fremdbetreuen zu lassen. Zuweilen kann man den Eindruck gewinnen, dass schon die zu knappen institutionellen Betreuungsplätze eine Konkurrenz um die "Mangelware Krippenplatz" befördern. Wissen diese Frauen und ihre Partner, dass in England, wo nach jahrelangem Ausbau früher Fremdbetreuungsplätze seit kurzem ein Überangebot besteht, sich immer mehr Familien entscheiden, die ersten drei Jahre mit ihren Kindern zu verbringen?

Verzichten solche Frauen möglicherweise unreflektiert auf die intensivsten Jahre ihres Lebens, auf die kurzen drei Jahre, in denen sie die Chance haben, ihr Kind jeden Tag zu erleben, mit ihm Freud und Leid eines Kinderalltags zu teilen, seine Entwicklung hautnah mitzuverfolgen? Wie oft hören wir in der psychotherapeutischen Praxis, dass Frauen dieser unwiderruflich vergangenen Lebenszeit mit ihren Kleinkindern nachtrauern und sich vorwerfen, nicht nur aus ökonomischen Gründen, sondern auch wegen unbewusster Ängste ihre Kinder zu früh weggegeben zu haben. Die frühe Mutter- und Elternschaft löst gerade bei Intellektuellen eine tiefe Angst vor einem Versinken in der Struktur- und Zeitlosigkeit der frühen Elternschaft aus. Zudem werden die intensiven Gefühle und Phantasien der eigenen Kindheit wiederbelebt.

War der befürchtete Karriereknick wirklich Realität oder mitbedingt durch solche persönlichen Ängste? Hatten die Frauen zu wenig Vertrauen, dass ihnen die Elternzeit nicht nur Belastungen, sondern auch Lebenserfahrungen vermitteln kann, die ihnen in den kommenden Jahren sogar berufliche Vorteile verschaffen, weil sie im besten Falle ein Gegengewicht zu einem von Stress, Rivalität und extremer Beschleunigung geprägten Berufsalltag bilden?

Viele dieser Frauen leiden unter Schuldgefühlen, ihren Kindern in den ersten Lebensjahren durch zu frühe Fremdbetreuung vieles vorenthalten zu haben. Oft folgten sie bei ihrer Entscheidung eher Ideologien als ihrem spontanen Empfinden. "Kinder werden in Kleingruppen besser gefördert als zu Hause, lernen, sich in Gruppen einzuordnen, nicht zu egoistisch zu sein, zu teilen, bekommen viele sprachliche und kognitive Anregungen . . ." etc. Ein Blick auf entwicklungspsychologische Studien könnte diese Ideologien entlarven: Kinder, als psychophysiologische Frühgeburten, sind in den ersten beiden Lebensjahren auf einige wenige Bezugspersonen ausgerichtet. Die frühesten Beziehungserfahrungen schlagen sich als lebenslange basale Bindungsmuster nieder. Haben Kinder das Glück, aufgrund "genügend guter", feinfühligere, zuverlässiger primärer Bezugspersonen eine sichere Bindung zu entwickeln, tragen sie diese Grunderfahrung im Sinne eines Urvertrauens in sich und werden sich später mit größerer Selbstverständlichkeit und Sicherheit der außerfamiliären Umwelt zuwenden - und daher auch lustvoller und eigenständiger lernen. Bindungsforscher beschreiben zwei antagonistische Motivationssysteme: das Bindungs- und das Explorationssystem. In

Gefahrensituationen wird das Bindungssystem aktiviert: Das Kind stellt sein Explorationsverhalten ein und sucht Schutz bei seiner Bindungsperson. Fühlt es sich sicher, erkundet es seine Umwelt. Es lernt. Daher haben sicher gebundene Kinder auch beim Lernen klare Vorteile. Aufgrund einer inneren Sicherheit wenden sie sich neugierig und lustvoll neuen Situationen zu und erwerben sich spielerisch neues Wissen. Eine zu früh eingeforderte Autonomie führt oft zu einer inneren Unsicherheit und Ängstlichkeit, die sowohl das intellektuelle als auch das soziale Lernen behindern kann.

So zeigt eine der bisher größten Längsschnittstudien des National Institute of Child Health and Human Development (NICHD), die den Einfluss von Fremdbetreuung von über 1100 amerikanischen Familien aus unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen untersuchte, dass Kinder sowohl im Kindergarten als auch im Grundschulalter umso größere soziale Schwierigkeiten aufweisen, je länger sie im Alter von 0 bis 3 Jahren fremdbetreut wurden. Waren sie zudem einer qualitativ schlechten Einrichtung überlassen, verstärken sich diese negativen Effekte. Auch bezogen auf ihre schulischen Leistungen weisen diese Kinder Nachteile auf. Zudem belegen erste neurobiologische Untersuchungen, dass frühe Trennungen von den primären Bezugspersonen zu vermehrtem Stress von Säuglingen und Kleinkindern führt, was sich nachweislich in einem beeinträchtigten Stressregulationssystem niederschlägt, wenn diese Kinder 10 Jahre alt sind. Dies sind nur einige der Befunde, die Jan Belsky, den Autor der NICHD-Studie, dazu bewog, extensive Fremdbetreuung bei unter Dreijährigen skeptisch zu beurteilen und das Aufwachsen in Familien in den ersten Lebensjahren zu bevorzugen.

Allerdings ist auch dies eine Regel mit Ausnahmen: Wie schon erwähnt, erweisen sich dagegen kompensatorische Beziehungserfahrungen für Kinder aus extrem belasteten Familien und depressiven Müttern meist als hilfreich.

Oft wird in diesem Zusammenhang diskutiert, dass eine frühe Fremdbetreuung besonders für Kinder mit Migrationshintergrund geeignet sei, um ihre Chancen auf eine bessere Bildungskarriere zu erhöhen. Doch zeigen wiederum die Ergebnisse der NICHD-Studie, dass die Fremdbetreuung familiäre Nachteile wie einen autoritären Erziehungsstil, Gewalterfahrungen und ökonomische Not nicht wirklich kompensieren, sondern höchstens abmildern können. Vor allem die elterlichen Kompetenzen und die Feinfühligkeit der Mütter (und Väter) haben sich als entscheidender für die akademische und psychosoziale Entwicklung erwiesen als die Fremdbetreuung.

Daher setzen sich verschiedene Präventionsprogramme, wie "Erste Schritte" von Patrick Meurs in Belgien und vom Sigmund-Freud-Institut in Frankfurt und Berlin, zum Ziel, die elterlichen Kompetenzen von Familien mit Migrationshintergrund gezielt zu fördern und zu entwickeln. Eine frühe Fremdbetreuung birgt das Risiko in sich, dass die Kinder dieser Familien, die ohnehin schon gegen soziale Isolation zu kämpfen haben, sich früh von ihren Eltern entfremden und dadurch die Entwurzelung der Migration noch verstärken. Sicher können die Ergebnisse der NICHD-Studie aus den Vereinigten Staaten nicht so einfach auf Deutschland übertragen werden. Es wird sorgfältige Forschung notwendig sein, um die Kurz- und Langzeitfolgen von institutioneller Frühbetreuung zwischen 0 und 3 in diesem Lande genauer zu erfassen.

Allerdings steht jetzt schon fest, dass es den einzelnen Familien überlassen sein sollte, zu entscheiden, wie sie die ersten drei Lebensjahre mit ihren Kindern gestalten. Zu wünschen wäre, dass die gesellschaftlichen Strukturen mehr Freiräume für solche Entscheidungen zur Verfügung stellen. Im Gegensatz zu Deutschland haben Paare in Schweden oder Norwegen in ihrer langen Elternzeit eine Arbeitsplatzgarantie. Zudem existieren mehr Teilzeitarbeitsplätze als bei uns. Vor allem aber ist in diesen Gesellschaften eine große Akzeptanz für die Berufstätigkeit von Müttern und Vätern nach einer Babypause gewachsen.

Die Autorin ist Psychoanalytikerin und leitet das Sigmund-Freud-Institut in Frankfurt.

Bildunterschrift: Wer schafft es am längsten? Gemeinsames Zähneputzen in einer Kindertageseinrichtung
Foto dpa

Alle Rechte vorbehalten © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main
Vervielfältigungs- und Nutzungsrechte für F.A.Z.-Inhalte erwerben Sie auf www.faz-rechte.de